

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1947)

Heft: 3

Nachruf: Dr. Gerhart Sieveking

Autor: Hartmann, B.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Dr. Gerhart Sieveking †

Von Dr. Bened. Hartmann, Schiers

Das Bündnerische Monatsblatt bringt mit vollem Recht nur ausnahmsweise das Lebensbild eines Zeitgenossen und begnügt sich mit den kurzen biographischen Notizen der „Chronik“. Doch ist gelegentlich eine Ausnahme wohl begründet und am allermeisten, wo es sich um einen Gelehrten handelt, dessen fremdländischer Mitarbeitername in den letzten Jahren (seit 1942) plötzlich in unseren Bündnerischen Monatsheften (Rätia und Monatsblatt) auftauchte, um dann nach kurzen Jahren wieder endgültig zu verschwinden. Wer viel in älteren Zeitschriften unseres Kantons stöbert, vermißt oft bei wertvollen Beiträgen die Unterschrift des Verfassers. Wo sie aber entzifferbar ist, mag er sich fragen: Wie kam dieser Mann dazu, sich am Gespräch über unsere Landesangelegenheiten zu beteiligen? Wie gerne erführen wir so Genaueres noch über Leute wie Gautsch, Roeder, die beiden Wredow und andere, nicht nur über den Draufgänger J. H. Lehmann und den genialen Heinrich Zschokke. Dazu kommt nun aber, daß es sich am 14. April zum zweiten Mal jährte, seit der so begabte deutsche Gelehrte und Erzieher G. Sieveking in den besten Mannesjahren wenige Tage vor der Kapitulation Deutschlands im Oldenburgischen in einem Panzergefecht den Soldatentod fand, der bekanntlich auch vor dem reichsten Geiste nicht stille hält, wie's

denn in dem alten Soldatenliede heißt: „Fall'n hin wie Kräuter im Maien.“

Wir entnehmen den folgenden kurzen Lebensbericht Dr. Sievekings zum Teil einer psychologisch und sprachlich aufs feinste abgewogenen Gedächtnisschrift seines Freundes Adolf Brunner in Hinwil, die aber nicht im Buchhandel erschien, zum anderen Teil annähernd zwei Dutzend Briefen und Postkarten, die wir, ohne uns gegenseitig je gesehen zu haben, in der Zeit vom 24. Mai 1942 bis zum 26. Dezember 1944 miteinander wechselten. Nichts anderes hatte uns zusammengeführt als das lebendigste Interesse am bündnerischen Geistesleben des 16. und 18. Jahrhunderts. Diese Briefe gewähren gleichzeitig als kleines Zeitdokument einen herzbeweglichen Einblick in die alles und doch wieder nicht alles vernichtende Macht des schrecklichsten aller Kriege.

Der Name Sieveking ist dem Kenner der Geschichte der evangelischen Liebestätigkeit oder, wenn wir lieber wollen, Sozialarbeit des vergangenen Jahrhunderts bekannt. Die hamburgische Senatorentochter Amalie Sieveking gab den Anstoß zur Gründung des ersten evangelischen Diakonissenhauses durch Pastor Fliedner in Kaiserswerth am Rhein (1836), und ihr Vetter, Syndikus Karl Sieveking, nebenbei gesagt der Urenkel des durch Lessing berühmt gewordenen Hamburger Fragmentisten Sam. Reimarus, begründete mit Joh. Heinr. Wichern zusammen das christliche Sozialwerk des Grauen Hauses bei Hamburg, des Ausgangspunktes der Inneren Mission (1833). Es geht wahrlich keine gerade Linie von Reimarus zu Wichern, aber vom christlichen Standpunkt aus gesehen eine um so hoffnungsvollere, die sich übrigens gelegentlich wiederholt. Ist es doch ein Nachkomme unseres stürmischen Bündner Radikalen Pfarrer Heinrich Bansi, Kommerzienrat Bansi, gewesen, der zu einem Gönner Bodelschwings wurde bei der Gründung seines großen Liebeswerks in Bielefeld. Die Bansi aber standen in freundschaftlicher Verbindung mit den Sieveking. In der „ge-lockerten Stimmung“ einer der letzten Nächte, die Dr. Gerhart Sieveking noch mit den Seinen in Zuoz verbrachte, ehe ihn der bereits ergangene deutsche Stellungsbefehl zwang, sein schweizerisches Asyl zu verlassen, hat er noch, übrigens ohne jede Ruhmredigkeit, mit uns brieflich darüber geplaudert (5. April 1943). Und im gleichen Brief verriet er uns, daß auch das berühmte Deutschlandlied Hoffmanns von Fallersleben seine innere Bezie-

hung hatte zum Hause des Syndikus Karl Sieveking. Soviel von der Geschichte dieser an Geist und Herz hochstehenden Familie.

Geboren war Gerhart Sieveking am 28. Juni 1901 in Freiburg im Breisgau, wo sein Vater damals als Privatdozent der Nationalökonomie wirkte. Bald aber folgte dessen Berufung nach Marburg und schließlich 1906 die Übersiedelung als ordentlicher Professor nach Zürich. Die entscheidend wichtigen Jugend- und Jünglingsjahre verlebte Gerhart Sieveking hier in dem behaglichen Elternhaus in Fluntern, „einer Stätte heiterer und gelehrter Unterhaltung“. Er besuchte das Freie Gymnasium, dem er stets verbunden blieb, und schon hier zeigte er sich „prädestiniert, ein heimlicher Führer seiner Altersgenossen zu sein“. Da kommen die Ereignisse des ersten Weltkriegs, in dessen Verlauf auch der gelehrte Vater einrücken muß; die darauf folgende Inflationszeit aber bringt schwere ökonomische Sorgen auch über die bis dahin so bevorzugte Familie. 1922 folgt der Vater einem Ruf an die Universität Hamburg. Der Sohn – er ist nicht der einzige – hat sein erstes Semester noch in Zürich gehört, stark beeinflußt durch Prof. Fritz Medicus, und entdeckt als sein „eigentliches Lebensgebiet die direkte Einflußnahme von Mensch zu Mensch, das Erzieherische“. Es folgen drei Heidelberger Semester, und jetzt sind's Stephan George und Gundolf, die ihn in den Bann nehmen. Den Abschluß macht er in Hamburg, und zwar zunächst mit einer Doktorarbeit über „Jean Paul und seine Stellung zur Antike und ihrem Wiederaufbau im Neuhumanismus“.

Von jetzt an ist er überwiegend praktisch-pädagogisch orientiert. Zwei Jahre arbeitet er als Assistent von Prof. Petersen in Jena, befaßt sich daneben mit Sozialpolitik und hält Vorträge in Arbeiterheimen. Nach Hamburg zurückgekehrt, erlebt er eine wechselvolle, wenig befriedigende Vikariatszeit und erreicht endlich ein Ziel als Lehrer an dem erziehungsreformerisch eingestellten Internat „Die Schule am Meer“ auf der ostfriesischen Insel Juist.

In diese Zeit fällt das Aufkommen des Nationalsozialismus, „das Gerhart Sieveking mit wachsender Besorgnis und Abneigung von seiner fernen Insel aus verfolgt“. „Der Sieg des Dritten Reiches war dann für ihn innerlich und äußerlich ein Schlag.“ Die „Schule am Meer“ wurde 1934 durch die Hitlerregierung aufgehoben, und da Sieveking sich auf die Liste der Sozialdemokraten

eingetragen hatte, war er als nicht anstellbar für staatliche Schulen erklärt. In einem Brief an einen Freund finden sich die Worte: „Der Nationalsozialismus mit seinen rohen Machterfolgen hat die Laterne meines romantischen Idealismus, die mir bisher den Weg einigermaßen beleuchtete, vollständig zertrümmert.“ Forscherbegabung und Sprachkraft hätten ihm nun andere Wege aufgetan, aber seine Sehnsucht nach dem Wirken „von Mensch zu Mensch“ war keineswegs erloschen. Und nun besuchte er im Sommer 1934, ohne besondere Absicht, das Engadin und ließ sich nicht ungerne festhalten, als ihm eine Lehrstelle am Lyceum alpinum in Zuoz angetragen wurde. Diese „ausgesprochene, solide Lernschule mit einer meist aus reichen internationalen Kreisen stammenden Kundenschaft“ entsprach zwar seinem bisherigen erzieherischen Ideal nicht, aber er fand sich drein und setzte sich allmählich durch. Und hier nun wirkte er bis zum Frühjahr 1943, somit 8½ Jahre. Es wäre ihm wohl ein leichtes gewesen, sich in der Schweiz zu naturalisieren, um so mehr da er, wie wir wissen, in starker innerlicher Opposition zum nationalsozialistischen System stand. Gute Freunde rieten ihm auch dazu. Aber die innere Verbundenheit mit seinem deutschen Volke war und blieb zu groß – auf Gedeih und Verderb. Und so folgte er dann im April 1943 dem Stellungsbefehl, gewiß nicht leichten Herzens, aber mit den mannhaften Worten Hölderlins, die er in der persönlichen Vorbemerkung zu seiner Auswahl aus den Gedichten des Simon Lemnius in Nr. 5/6 des sechsten Jahrgangs der Rätia anführt: „– – und wenn das Reich der Finsternis mit Gewalt einbrechen will, so werfen wir die Feder unter den Tisch und gehen in Gottes Namen dahin, wo die Not am größten und wir am nötigsten sind.“

Was uns nun aber hier besonders bemerkenswert sein muß, ist die allmähliche Verbundenheit mit Graubünden und seiner Geistesgeschichte, die dieser Forscher im Lauf der Jahre zu seinem und unserem Gewinn erlebte. Daß er unsere schweizerdeutsche Mundart beherrschte, sei nur beiläufig bemerkt als Erbe seiner Zürcher Gymnasiastenzzeit. Viel weiter führt die Tatsache, daß er sich auch das Engadiner Romanische und einen Teil von dessen Literatur zu eigen machte. Dabei war ihm allerdings seine Heirat 1937 mit einer Engadinerin, Emilia Signorell, zustatten gekommen. Vom Sprachlichen aus konnte dann der Weg nicht mehr so weit sein in Geschichte und Brauchtum des Volkes

im allgemeinen. Und dazu trat nun ein Umstand, dem für das Oberengadin eine gewisse historische Bedeutung zukommt. Das ist die öffentliche Aufführung des Spiels vom verlorenen Sohn durch die Schüler des Lyceum alpinum auf dem Dorfplatz von Zuoz am 17. Juli 1942 (vgl. den Bericht von Dr. H. R. Schwyzer in Nr. 1199 der „Neuen Zch. Ztg.“ 1942). Neben uns liegt das Aufführungsprogramm, dem wir folgendes entnehmen: „Wilhelm Gnapheus, Acolastus (d. h. Unband) oder das Spiel vom verlorenen Sohn (1529), aus dem Lateinischen übertragen von Gerhart Sieveking – Vor genau 400 Jahren, nämlich im Sommer 1542, hat der Zuozener Humanist und Reformator Gian Travers dieses Spiel des niederländischen neulateinischen Dichters Wilhelm Gnapheus aus der deutschen Bearbeitung des Zürcher Schulmeisters Georg Binder ins Romanische übersetzt und unter dem Titel ‚La histoargia dalg filg pertz‘ vor dem Plantahause in Zuoz aufgeführt.“ Die Aufführung wurde zu einem vollen Erfolg.

In den Wochen vor diesem Ereignis begann unsere Korrespondenz mit Dr. Sieveking. Es ist bezeichnend für seine ernste Forscherart, daß ihn die Frage beschäftigte, ob nicht die Bindersche Übersetzung des Acolastus, die Gian Travers als Grundlage diente für seine romanische Bearbeitung, noch in Graubünden aufzufinden wäre. Wir waren so glücklich, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß sich in der von Sprecherschen Familienbibliothek in Luzein ein gut erhaltenes Exemplar des Büchleins befinde mit einigen handschriftlichen Eintragungen. Sieveking aber war findig genug, es wahrscheinlich zu machen, daß das kleine Buch einst in der Bibliothek des Schwiegersohns von Gian Travers, Friedr. von Salis-Samaden, gestanden hatte. (Daß Sieveking gleichzeitig den Ruf nach dem verlorenen Briefwechsel des Gian Travers erhob, wie dann in der Septemberrnummer des Bündn. Monatsblatts 1942 Prof. O. Vasella, sei nur beiläufig erwähnt.) Damals schrieb er uns: „... Von Haus aus bin ich Germanist und habe mich bisher fast ausschließlich mit der neueren deutschen Literatur befaßt. Doch stieß ich vor zwei Jahren (also 1940) bei der Lektüre von Günter Müllers schöner Darstellung der deutschen Dichtung im Zeitalter der Reformation und des Barock auf den Acolastus des Gnapheus. Ich ließ mir das Stück kommen und war so davon begeistert, daß ich es ins Deutsche übersetzte. Bei meinen Studien über das Gnapheusstück kam ich dann auf Binder und auf Gian

Travers, aber auch auf Simon Lemnius, Marcus Tadius und andere Bündner Humanisten.“

Dr. Sieveking, als geborener Forscher, blieb von da an im Bann unserer Bündner Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts, vornean des Humanismus. Er konnte sich auf wichtige Vorarbeiten stützen, die er stets dankbar nennt, wie die Lemniusstudien von Janett Michel und die etwas älteren Arbeiten von Traugott Schieß, und er urteilt recht bescheiden über seinen persönlichen Anteil, wenn er schon im Winter 1942/43 Vorträge hält über die drei führenden Bündner Humanisten Travers, Tadius und Lemnius. (Diese wertvolle Zusammenfassung erschien dann im Druck in Nr. 7/8 1946 des Bündn. Monatsblatts.) Sein Originalgut ist aber zum mindesten die ungemein fesselnde Form und Einordnung ins allgemein geistige Leben jener so merkwürdigen Zeit, sodann aber die Verdeutschung, in der er ein Meister war. Dies aber kam keinem mehr zustatten als Simon Lemnius. Wir erinnern uns nicht, daß uns die eigentliche dichterische Begabung dieses dem Charakter nach ja so anfechtbaren poeta laureatus je so zum Bewußtsein gekommen wäre wie in der Auswahl und Verdeutschung Sievekings, nicht zuletzt auch durch die Art, wie hier Lebensschicksale und Dichterverk verweben wurden. Ja Sieveking plante eine neue, hexametrische Übersetzung der Raeteis und, wenn wir gewisse Andeutungen richtig verstehen, eine umfassende Gesamtdarstellung der Bewegung des Humanismus in Graubünden, vielleicht auch seiner anders gearteten Fortsetzung im 18. Jahrhundert.

Wie gründlich er die Dinge anfaßte, zeigt u. a. die Abschweifung ins 18. Jahrhundert, mit der sich Sievekings letzte Bündner Arbeit noch befaßte. Sie erschien erst geraume Zeit nach seinem Wegzug, wenige Monate vor seinem Hinschied, in der Oktober- und Dezembernummer der Rätia 1944 und behandelte die Lebensgeschichte des Magisters Thiele von Hamburg, des ersten Übersetzers der Raeteis. Das war der gescheite, aber im Charakter schwankende Mann, dessen Name in der Bündner Bildungsgeschichte der letzten drei Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts oft wiederkehrt und selbst in unsere damalige politische Literatur hineintönt, und doch hatte bisher niemand Zeit und Lust gefunden, seinen Spuren lückenlos bis zum Ende nachzugehen. Dr. Sieveking tut's und überrascht auch hier wieder durch die Verbindung von Kleinem und Großem und durch die Fähigkeit, sich in unsere verwickelten Adelsstamm-

bäume hineinzufinden. Die Arbeit wird dauernde Beachtung finden. Schließlich aber erschien noch – ohne Zusammenhang mit Graubünden – auf den 400. Todestag des Nikolaus Kopernikus, 24. Mai 1943, in der „Atlantis“ das diesem Großen zugeschriebene, tief-fromme „Siebengestirn“ (septem sidera), und nochmals staunen wir billig über die beherrschte Sprachkraft des Übersetzers aus dem Neulatein des Humanismus in deutsch-antikes Metrum. Der siebenteilige Hymnus gewährt nach Sievekings Worten „einen Einblick in die tiefe Stille der gläubigen Seele des Dichters“.

Dr. Sieveking hatte sich mit der Gattin und zwei kleinen Söhnen losgelöst vom geliebten Engadin, keineswegs ohne Hoffnung auf Wiedersehen, und weilte nun in Hamburg-Großflottbeck im elterlichen Hause. Zunächst hatte er eine ernstliche Erkrankung durchgemacht und schrieb uns am 12. September 1943: „Kaum einigermaßen genesen, mußte ich dann die schreckliche Bombenkatastrophe mit erleben, die meine schöne Vaterstadt so grausam heimgesucht hat. Ich meldete mich sofort zum Hilfsdienst und habe wochenlang ‚Ausgebombte‘ beraten und betreut, dabei manch erschütterndes Einzelschicksal kennengelernt, aber auch die Ruhe und Tatkraft meiner engeren Landsleute bewundern dürfen. Gerade dies furchtbare Geschehen hat mich aufs neue und aufs engste wieder mit meiner Heimatstadt verbunden, offenbart sich doch meist erst im Unglück der wahre Wert der Menschen.“ Darauf wurde ihm eine Wirksamkeit zugewiesen an einem Gymnasium, das einst Mommsen und Paulsen zu seinen Schülern gezählt hat. „... ich hatte mich schon auf die Durchstöberung seiner kostbaren Bibliothek gefreut. Aber ich habe keine Zeit zu meinen wissenschaftlichen Liebhabereien gefunden, nur eine Verdeutschung der ‚ars jocandi‘ des frühverstorbenen Melanchthonschülers Delius konnte begonnen werden. Unsere wertvolle Stadtbibliothek ist leider zum größten Teile ausgebrannt und also, wie so viele Kulturwerte, einer wildgewordenen ‚Zivilisation‘ zum Opfer gefallen.“ Am 1. Oktober hat er dann zur Rekrutenschule einrücken müssen. Darauf schreibt er uns am 12. Dezember 1943: „... ich bin ja noch jung genug, um allemal das Beste aus jeder Lage herauszuholen – und wenn ich mich daneben immer noch in meine lateinischen Liebhabereien vertiefe, auch jetzt, in der Kaserne, so entspringt das eigentlich weniger einem angeborenen Gelehrtentrieb,

sondern eher dem Bestreben, all dem rasch wechselnden Treiben ein Gegengewicht zu verschaffen, mich innerlich in stilleren Gewässern gleichsam zu verankern. Die tiefste Verankerung ist das freilich nicht. Die liegt jenseits unserer Vernunft und ist nicht mehr unser Werk, und für sie gilt auch der Vergilvers nicht mehr (wir hatten ihm das ‚tu ne cede malis, sed contra audentior ito‘ brieflich zugerufen), sondern da halte ich mich an meinen Konfirmationsspruch: ‚Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade‘ (Hebräer 13, 9). ... Das erste Wiedersehen mit den Meinen in Hamburg wurde leider zu einem sehr schmerzlichen Erlebnis: Mit meinem Kommen lief gerade die Nachricht ein, daß mein lieber Bruder am 21. November bei Krivoi-Rog gefallen sei. Er war ein besonders feiner und nobler Mensch und unser aller Stolz. Der Schlag hat vor allem meine armen Eltern sehr hart getroffen, und es war gut, daß ich in der ersten bittersten Stunde bei ihnen sein durfte. – Ans Engadin denke ich oft und gern zurück, und jeder Gruß von dort berührt mich heimatlich.“

Hier brechen die Briefe ab. Das Folgende steht auf Postkarten, die allerdings Sievekings zierliche Schrift sehr gut auszunützen verstand. So berichtete er am 6. August 1844 – immer als Soldat, der gelegentlich die Seinen in Hamburg besuchen durfte –, er habe in einer Hamburger Buchhandlung ein vor kurzem erschienenes Gedenkbuch (gedruckt zu Mülhausen i. E. 1943) für Joh. Heinrich Lambert gefunden, den berühmten Mathematiker und Physiker des 18. Jahrhunderts, der bekanntlich acht Jahre lang Hauslehrer im Alten Gebäu zu Chur gewesen war und später noch wichtige Aufträge des Churer Stadtrats durchführte. Dem Buche sei eine Zeichnung von Dantzer beigegeben, „Lambert im Kreis von Gelehrten oder Schülern“, die sehr wahrscheinlich Bündner Köpfe zeige. Er fährt dann fort: „Sie sehen, ich habe trotz allem mein Interesse für die Bündner Geistesgeschichte und meine Anhänglichkeit an Graubünden nicht verloren und nütze meine freilich nur kurze Freizeit zu weitem Studien. So habe ich u. a. auch die Hamlet-Sage aus dem lateinischen Text des Saxo Grammaticus in dienstfreien Stunden verdeutscht, die ich Ihnen vielleicht sogar demnächst gedruckt zusenden kann. Den Meinen und mir geht es soweit gut, und wir alle suchen unser gefährliches Leben starken Herzens zu bestehen.“ Dann berichtet er unter dem 17. September, er habe das Mülhauser

Festbuch für Joh. Heinr. Lambert als Geschenk an uns abgehen lassen, und fährt dann fort: „Der Dienst hat sich verschärft, so daß ich zu eigenen Arbeiten nicht mehr komme – es gibt jetzt ja auch Wichtigeres zu tun. Der Druck der Hamletsage ist ebenfalls den kriegsbedingten Notmaßnahmen zum Opfer gefallen.“ Am 25. November heißt's dann, das Lambertbuch sei an der Grenze zurückgewiesen worden (wohl weil es sein Vorwort als nationalsozialistische Propagandaliteratur erscheinen ließ), er habe jedoch einen anderen Weg gefunden, es in unsere Hände gelangen zu lassen. (Es kam dann auch und wird des Gegenstandes wie des Gebers halber sehr in Ehren gehalten.) Im weiteren tönt die Karte sehr ernst: „Nach Weihnachten werde ich wohl mit ernstesten kriegsrischen Aufgaben bedacht werden, wobei ich dann leider den letzten Steg, der mich bisher immer noch mit dem zivilen Leben verbindet, abbrechen muß. . . . Das göttliche Licht, dessen ewige Gaben wir ja demnächst mit ernstem Sinn aufs neue wieder feiern, überstrahlt selbst die Düsternis der augenblicklichen menschlichen Verwirrung und gibt uns die Kraft, das uns Verhängte tapferen Herzens zu bestehen.“

Und nun kam der letzte Gruß an uns vom 26. Dezember 1944. Er freut sich, daß das Lambertbuch doch in unsere Hände kam. Dann erzählt er vom Jubel seiner Kinder am gestrigen Weihnachtstag und von den Liedern seiner Frau, „unter denen auch romanische aus dem Engadin waren“. Auf dem Gabentisch lag auch die Rätia mit seinem Thiele-Aufsatz, der ihn jedoch als zu fragmentarisch nicht voll befriedigt. Und dann rückte das Letzte näher, das am 14. April 1945, wie früher erwähnt, mit dem Soldatentod schloß. Wir aber schließen dieses so früh vollendete deutsche Gelehrten- und Erzieherleben, das uns in mehr als einer Hinsicht ein ans Herz greifendes Stück Zeitgeschichte bedeutet, mit dem Symbolum des Kopernikus. Es stammt nicht von dem heute weltberühmten Domherrn und Astronomen selbst, sondern nach neuerer Forschung von Aeneas Silvius Piccolomini, dem Gründer der Basler Universität. Adolf Brunner aber erzählt von ihm: „Als Gerhart Sieveking auf seinen vielverschlungenen Forschungspfaden auf das sogenannte Symbolum des Nikolaus Kopernikus stieß, da hat er diese Strophen schlicht und getreu übertragen und sie seinen nächsten Freunden freudig zustimmend mitgeteilt. Sie heißen:

Nicht nach gleicher Gnade wie Paulus tracht ich,
fordre nicht Vergebung wie Petrus, nur um
jene, die am Kreuz du dem Schächer schenktest,
bete ich täglich.

Non parem Paulo gratiam requiro,
veniam Petri neque posco, sed quam
in crucis ligno dederas latroni
sedulus oro.

In bündnerischen Monatsschriften erschienene Arbeiten von Dr. G. Sieveking:

Rätia, Oktober und Dezember 1941 und Februar 1942: Heinrich Wittenwilers „Ring“.

Rätia, Oktober und Dezember 1942 und Februar 1943: Die Zuozer „Histoargia dalg filg pertz“ des Gian Travers und ihre Quellen.

Rätia, April und Juli/August 1943: Die Beichte des Simon Lemnius – Aus den Gedichten des Simon Lemnius.

Rätia, Oktober und Dezember 1944: Notizen zur Lebensgeschichte des Magisters Thiele.

Bündnerisches Monatsblatt Nr. 7/8 1946: Die drei Engadiner Humanisten Gian Travers, Marcus Tattius Alpinus und Simon Lemnius.

Gutachten des Bauinspektors J. C. Herold betreffend die Ringmauern von Chur März 1839

Mitgeteilt von Dr. F. Pieth, Chur

Daß unsere, in Gott ruhenden, Vorältern sehr gefällig und freundschaftlich gegen einander waren – dieses beweisen gar viele Gegenstände und Einrichtungen – unter anderm auch die Benutzung der Stadtmauern.

Auf der ganzen Süd- und auf der Südwestseite gab die Obrigkeit zu, von der Hofmauer an bis hinab zum Pulverthurm die Ringmauer zu überbauen – Lichter auszubrechen und sie unter geringer Einschränkung wie anderes Eigenthum zu benutzen.

Auf der Nordseite wurde dies wahrscheinlich nirgends verlangt, und auf der Ostseite finden wir wieder mehrere Häuser und Ställe auf der Ringmauer.